

Ökumenische Zusammenarbeit und jüdisch-christlicher Dialog

Uta Pohl-Patalong

‘Was dort so alles geht ...’ Über Möglichkeiten ökumenischer Zusammenarbeit

Ein prägender Eindruck der religiösen Landschaft in New York war die ökumenische Zusammenarbeit sowohl zwischen Konfessionen als auch zwischen Religionen. Immer wieder staunten wir, in welchem Maß ökumenische Zusammenarbeit möglich ist und praktiziert wird. Zwar erschien uns manches wenig reflektiert oder auf seine Problempunkte hin befragt. Dennoch überwog nach dem Kennenlernen der amerikanischen Realität von Ökumene der Eindruck, daß unsere Möglichkeiten gelebter Ökumene bislang bei weitem nicht ausgeschöpft werden. In New York haben wir etliche Beispiele kennengelernt, die in Deutschland gegenwärtig kaum denkbar wären, uns jedoch wertvolle Anregungen vermitteln können, wenn wir über neue Formen ökumenischer Zusammenarbeit nachdenken.

Diese Suche nach neuen ökumenischen Formen scheint mir in Deutschland durchaus nötig zu sein, da die ökumenischen Gespräche in den letzten Jahren wenig greifbare Erfolge aufzuweisen haben. Die großen Kirchen bemühen sich zwar seit Jahrzehnten um ökumenische Verständigung, letztlich können die Konfessionen aber selten über ihren ‘ökumenischen Schatten’ springen, und wirkliche Veränderungen gehen nur sehr langsam vorstatten. Auch im jüdisch-christlichen Dialog dauern die Gespräche an, Fortschritte werden aber nur langsam sichtbar.

Am meisten Bewegung ist wohl noch im christlich-muslimischen Dialog spürbar, zumindest wo die sogenannte ‘2. Generation’ von Muslimen, die bereits in Deutschland aufgewachsen ist, führend wird. Aber auch hier bleibt es weitgehend bei der vorsichtigen Annäherung, gegenüber der sich die Formen ökumenischer Zusammenarbeit, die wir in New York kennengelernt haben, revolutionär ausnehmen.

Hierfür einige Beispiele:

- In New York teilen sich eine lutherische und eine jüdische Gemeinde einen gottesdienstlichen Raum. Für den Gottesdienst wird dieser gemäß den Symbolen und Traditionen der jeweiligen Religion umgestaltet, also das Kreuz für den jüdischen Gottesdienst entfernt, so daß der Blick auf den Toraschrein frei wird. Mittlerweile haben sich zwischen den beiden Gemeinden auch sonst Bereiche gemeinsamer Arbeit ergeben, die

durch die Freundschaft der Pastorin und der Rabbinerin gefördert werden. So findet beispielsweise ein Seminar für jüdisch-christliche Ehepaare statt, in dem die Eheleute nicht nur die religiöse Tradition ihres Partners oder ihrer Partnerin, sondern häufig auch erst die eigene kennenlernen.

- Eine lutherische und eine anglikanische Gemeinde ‘teilen’ sich eine Pastorin, indem sie je zur Hälfte ihre Anstellung tragen. Den Gottesdienst feiert sie nach dem jeweiligen konfessionellen Ritus und fügt sich auch in ihrer sonstigen Gemeindegarbeit in die jeweiligen Traditionen und Gepflogenheiten ein.
- Das New York Theological Seminary (ein Pendant zu den theologischen Fakultäten in Deutschland) bildet Pastoren und Pastorinnen verschiedener Denominationen für die kirchliche Arbeit in New York City aus - die Abgrenzung erfolgt hier also nicht nach Bekenntnis, sondern regional, da der Akzent auf den spezifischen Fragen für ‘urban ministry’ (kirchliche Arbeit in der Großstadt) liegt. Gastweise studieren dort bereits angehende jüdische und muslimische Geistliche, und es wird überlegt, den Studiengang auch offiziell für diese zu öffnen. Dabei werden im praktischen Vollzug der Ausbildung die unterschiedlichen religiösen Traditionen nicht nivelliert, sondern kommuniziert.
- In einer interreligiösen Supervisionsgruppe verbringen christliche und jüdische Geistliche ein Jahr klinischer Seelsorgeausbildung gemeinsam.
- Im Interfaith Center for Corporate Responsibility (ICCR) haben sich 275 protestantische, katholische und jüdische Organisationen (Kirchen, Kirchenkreise, Gemeinden) zusammengeschlossen, um ihre wirtschaftlichen Investitionen zu organisieren und zu koordinieren (vgl. den Artikel “Die Kirchen und ihr Kapital” in diesem Heft).

Die Spielräume ökumenischer Zusammenarbeit in New York sind offensichtlich deutlich größer als in Deutsch-

land. In einem nächsten Schritt möchte ich nun danach fragen, wo die Unterschiede liegen, die diese Formen möglich machen.

Voraussetzungen ökumenischer Zusammenarbeit in New York

1. Immer wieder haben wir erfahren, daß der Anlaß für die ökumenische Zusammenarbeit ein konkretes Problem war, für das gemeinsam mit einer anderen Denomination oder Religion eine bessere Lösung gefunden werden konnte. So teilen sich die lutherische und die jüdische Gemeinde ursprünglich deswegen einen Raum, weil beide Gemeinden allein die laufenden Kosten für diesen nicht aufbringen konnten.

Auch der Anlaß für die 'geteilte Pastorin' war der geringe finanzielle Spielraum beider Gemeinden. Der Zusammenschluß zum Investmentfond schließlich war von dem Bemühen um größere Effektivität bestimmt: erst durch die Menge der Investoren kommt genügend Geld und Einfluß zusammen, um wirkungsvoll agieren zu können.

Der grundlegende Ansatz ökumenischer Zusammenarbeit ist damit stark von

Pragmatismus und den konkreten Notwendigkeiten geprägt, während in der ökumenischen Zusammenarbeit in Deutschland der Akzent stärker auf theologischen Fragestellungen und Erwägungen liegt. Der amerikanische Ansatzpunkt des Denkens ist eher ein praktisches Problem als die Frage nach theologischen Gemeinsamkeiten oder Unterschieden. Die entscheidende Frage ist, ob die Zusammenarbeit sinnvoll ist und der Sache dient, weniger, ob die anderen uns nahe genug in den theologischen Aussagen sind. Für bestimmte Fragestellungen und Probleme werden 'KoalitionspartnerInnen' gesucht, mit denen die Zusammenarbeit durchaus situativ begrenzt sein kann und nicht mit einer grundsätzlichen 'Verschwisterung' einhergehen muß.

2. Ein weiterer Grund für die intensivere ökumenische Arbeit dürfte darin liegen, daß die inhaltlich-theologischen Grenzlinien in New York nicht unbedingt zwischen den Denominationen und häufig nicht einmal zwischen den Religionen verlaufen. Der Umgang mit inhaltlichen Differenzen wird bereits innerhalb der eigenen Denomination oder Religion praktiziert und im ökumenischen Gespräch daher als weniger hinderlich erlebt.

Vor allem unsere Gesprächspartner im New York Theological Seminary machten deutlich, daß gegenwärtig in allen christlichen Denominationen eine Tendenz zur Polarisierung besteht, die sie mit den Kategorien 'rechts' und 'links' beschrieben. Während erstere vorrangig die

In Gemeinschaft meinen eigenen Gottesdienst feiern ...

Eine Beobachtung im jüdischen Gottesdienst hat mich dazu angeregt, über Möglichkeiten stärkerer Beteiligung der einzelnen Gemeindeglieder in unseren Gottesdiensten neu nachzudenken. Im Synagogengottesdienst sind die immer wiederkehrenden biblische Texte in den Gebetsbüchern abgedruckt. An entsprechender Stelle werden sie von allen am Gottesdienst Teilnehmenden in ihrem eigenen Tempo und ihrer eigenen Lautstärke gelesen. Eingeleitet und abgeschlossen wird das individuelle Lesen durch die Rabbinerin oder den Rabbiner, die oder der den ersten und den letzten Satz jeweils laut liest.

Mir erscheint dies als einen sinnvollen Ansatz, das persönliche und das gemeinschaftliche Element zu verbinden. Damit ließe sich sicher auch in christlichen Gottesdiensten experimentieren. Darüber hinaus kann diese Beobachtung dazu anregen, über die Möglichkeiten innerer Beteiligung in unseren Gottesdiensten über das Hören hinaus nachzudenken. Zu denken wäre beispielsweise an regelmäßige Stillephasen mit angeleiteter Meditation oder neue Zugänge zu liturgischen Elementen. Denn den gegenwärtig zunehmenden Wunsch nach persönlicher Beteiligung und subjektiver Aneignung von Inhalten sehe ich als eine Tendenz, die den im Gottesdienst verkündeten und gefeierten Traditionen entspricht, da diese zu persönlicher Aneignung und Auseinandersetzung herausfordern.

eigene Identität und finanzielle Grundlage bewahren wollten, sähen letztere ihre primäre Aufgabe im gesellschaftspolitischen Engagement. Die wesentlichen theologischen Auseinandersetzungen fänden innerhalb der Denominationen zwischen ihren Flügeln statt. Die 'Rechten' und die 'Linken' unterschiedlicher Denominationen hingegen arbeiteten in ihren Zielen eng zusammen. Insofern führe auch die gemeinsame theologische Ausbildung von Pastoren und Pastorinnen unterschiedlicher Bekenntnisse nicht zu inhaltlichen Spannungen.

Die theologischen Gemeinsamkeiten beschränken sich aber nicht auf die christlichen Denominationen, sondern sind auch zwischen der christlichen und der jüdischen Religion zu finden. Besonders in der Frage, wie

theologische Tradition und gegenwärtiges Leben vermittelt werden können, stellten wir erhebliche Gemeinsamkeiten fest (vgl. den Artikel “Traditionskritik und Traditionsbewahrung”).

Dies setzt sich auf persönlicher Ebene fort. In der interreligiösen Supervisionsgruppe berichteten uns die Teilnehmerinnen, daß sie sich wesentlich stärker durch ihre ähnlichen Biographien und nicht zuletzt durch ihr Geschlecht verbunden fühlten, als daß sie sich durch ihre Zugehörigkeit zu verschiedenen religiösen Gruppierungen getrennt erleben würden.

Die Beispiele zeigen, wie wenig theologische Überzeugungen auf die eigenen Denominations- bzw. Religionsgrenzen fixiert sein müssen. Diese Freiheit im theologischen Denken dürfte dadurch erleichtert werden, daß die amerikanischen Denominationen liturgisch eine sehr deutliche Identität besitzen und diese stärker pflegen, als dies in Deutschland üblich ist. Möglicherweise kann auf dieser Ebene eine hinreichende persönliche Verwurzelung geleistet werden, so daß in der theologischen Diskussion eine Abgrenzung zur Vergewisserung der eigenen Identität nicht mehr nötig ist. Dies kann der ökumenischen Offenheit sehr zuträglich sein.

Ferner dürfte die Ökumene durch die größere Pluralität innerhalb der religiösen Gruppierungen gefördert werden. Das Spektrum der Theologie innerhalb einer Denomination erscheint in den USA noch breiter als bei uns. Damit kann man sich sowieso nicht mehr auf eine theologische und religiöse Gemeinsamkeit mit seinen ‘Glaubensgeschwistern’ verlassen und ist stärker motiviert, sich Gleichgesinnte woanders zu suchen.

3. Als dritter und vielleicht wichtigster Faktor größerer ökumenischer Offenheit auf praktischer Ebene ist die religiöse Pluralität zu nennen. Die Vielzahl der religiösen Gemeinschaften läßt für keine einzelne die Illusion zu, sich als die ‘eigentliche’ zu sehen. Keiner Gemeinschaft werden seitens des Staates Sonderrechte eingeräumt. Hier wirkt sich die Einwanderungsgeschichte der USA aus. Viele Menschen sind aus religiösen Gründen aus ihrer ursprünglichen Heimat ausgewandert und fanden in der ‘Neuen Welt’ Toleranz. Das Bewußtsein ihrer Geschichte dürfte die religiöse Identität der Denominationen und Gruppierungen festigen, so daß sie diese weniger durch Abgrenzung zu anderen herstellen müssen.

Ebenfalls durch die Geschichte bedingt ist die Tatsache, daß keine Denomination in den USA eindeutig dominant ist und wesentlich größere Bedeutung als alle anderen besitzt. Auch die Lutheraner sind nur in bestimmten Regionen (mit starker Einwanderungsquote aus Deutschland und Skandinavien) bedeutungsvoll,

ansonsten zahlenmäßig gering vertreten. Auf interreligiöser Ebene wird die christliche Prägung der USA durch die Präsenz und das Engagement jüdischer Gemeinden, aber auch muslimischer Gemeinden und fernöstlicher Religionen relativiert. Der tägliche Kontakt mit diesen schafft eine wichtige Voraussetzung für eine ökumenische Offenheit. Sich als ein Teil und nicht als das Ganze wahrzunehmen, ist eine wesentliche Voraussetzung für die Zusammenarbeit. Es wird dann nicht mehr erwartet, daß andere auf die eigene Gruppierung zugehen und sich zu ihr in Beziehung setzen. Einerseits ist die Beziehung bereits durch das selbstverständliche Nebeneinander gegeben, andererseits ist das eigene Angewiesensein auf den Kontakt zu anderen deutlicher als im lange konfessionell weitgehend einheitlich geprägten Deutschland.

Parallele Tendenzen in Deutschland

Die genannten Gründe entsprechen bestimmten kulturellen Prägungen und Tendenzen in den USA und sind nicht bruchlos auf Deutschland übertragbar. Dennoch zeichnen sich bei uns gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungen ab, die diesen Tendenzen entsprechen. Diese wahrzunehmen, erleichtert es, nach den Chancen des amerikanischen Ansatzes für unsere Verhältnisse zu fragen, anstatt bei der Analyse der kulturellen Unterschiede zwischen der ‘alten’ und der ‘neuen’ Welt stehenzubleiben.

1. Der praktische Ansatz für die ökumenische Zusammenarbeit in den USA entspricht der gegenwärtigen gesellschaftlichen Tendenz bei uns, stärker pragmatisch und situationsadäquat als in großen theoretischen Ideengebäuden zu denken. Was vielfach als “Ideologieverlust” oder “Utopieverlust” bezeichnet wird, meint genau dies: es wird stärker gefragt, was in einer bestimmten Situation sinnvoll ist, als wie dies theoretisch zu begründen ist. Besonders auf lokalpolitischer Ebene werden zunehmend zweckgebundene situative Koalitionen eingegangen, es wird kleinräumiger gedacht und stärker nach dem praktischen Nutzen gefragt.

Gleichzeitig werden die finanziellen Probleme, die auch den Ansatzpunkt vieler ökumenischer Projekte in den USA bilden, immer drängender. Die Kirchen sind darauf angewiesen, neue Wege in der Finanzierung zu suchen und auch unkonventionelle Versuche zu wagen.

Von daher dürfte uns der amerikanische Ansatz ökumenischer Zusammenarbeit bereits näher sein als noch vor einigen Jahrzehnten und in den nächsten Jahren vielleicht noch näher kommen. Bislang wirkt sich dies kirchlicherseits noch weniger in ökumenischer

Zusammenarbeit als in Zusammenlegungen von Gemeinden der gleichen Konfession aus. Ansätze zu einer stärkeren ökumenischen Zusammenarbeit sind jedoch gleichwohl vorhanden; so gibt es beispielsweise Überlegungen, Kindertagesstätten von einer rein christlichen in eine christlich-muslimische Trägerschaft zu überführen. Mit solchen Projekten könnten gleichermaßen finanzielle Probleme gelöst wie die ökumenische Verständigung gefördert werden.

2. Auch in Deutschland nimmt die inhaltliche Bedeutung konfessioneller Grenzen ab. Die theologische Pluralität innerhalb der Konfessionen wird zunehmend stärker, dies wiederum gilt für alle Konfessionen gleichermaßen. Die Fragestellungen und manche Antwortversuche gleichen sich. Besonders deutlich wird dies bei den beiden großen Kirchen in Deutschland, die ähnliche Probleme haben und Antworten auf diese in ähnlichen Richtungen suchen.

Erst recht nimmt die Pluralität in der persönlichen Religiosität zu. Die subjektive Überzeugung wird immer wichtiger, die Bereitschaft, eine 'von oben' verkündete Wahrheit zu übernehmen, nimmt ab. Der persönliche Glaube richtet sich nur noch sehr bedingt nach den konfessionellen Bekenntnissen. Auch Elemente unterschiedlicher Religionen werden 'synkretistisch' vermischt, wie beispielsweise der Glaube an die Wiedergeburt mit christlichen Elementen.

Theologische und religiöse Überzeugungen können also auch bei uns zunehmend weniger qua Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession oder sogar Religion vorausgesetzt werden, sondern erfordern Verständigung und Klärung. Setzt sich dieses Bewußtsein immer stärker durch, dürfte dies auch die ökumenische Dialogbereitschaft fördern, da der Dialog dann sowieso als Voraussetzung für intersubjektive Verständigung etabliert ist. Gleichzeitig dürfte das Bewußtsein der gemeinsamen Fragestellungen und Probleme zunehmen und die Notwendigkeit gemeinsamer Lösungsansätze immer deutlicher werden.

Offen ist dabei noch die Frage einerseits nach der Notwendigkeit, andererseits nach den Möglichkeiten, sich seiner konfessionellen oder religiösen Identität zu versichern. Ob die Betonung der liturgischen Traditionen auch für deutsche Verhältnisse sinnvoll oder überhaupt möglich ist, halte ich angesichts der zunehmenden Individualisierung von Religiosität für zweifelhaft. Ob die Vergewisserung der Identität überhaupt in der Abgrenzung zu anderen Konfessionen oder Religionen liegen muß, wird gegenwärtig kontrovers diskutiert.

3. Hinsichtlich der Pluralisierung religiöser Gruppierungen kann New York vielleicht am deutlichsten als 'Fenster in die Zukunft' für Deutschland und erst recht für Hamburg

bezeichnet werden. In Norddeutschland verliert die lutherische Kirche immer stärker ihre religiöse Monopolstellung; gleiches gilt, teilweise verzögert, in anderen Regionen für die katholische Kirche. Bislang fällt es den Kirchen jedoch noch schwer, dies zu akzeptieren und für ihre Arbeit umzusetzen, geschweige denn, die Chancen dieses Prozesses zu sehen. Wahrzunehmen und zu akzeptieren, eine unter vielen zu sein, dürfte jedoch die Bereitschaft zu ökumenischer Zusammenarbeit auch in Deutschland deutlich erhöhen.

Konsequenzen

Die parallelen Tendenzen in Deutschland zeigen, daß der pragmatische Ansatz zunehmend näher kommen dürfte und nicht als 'typisch amerikanisch' gewertet werden kann. Bislang ist es jedoch ungewohnt - und vielleicht fehlt uns manchmal auch der Mut -, stärker nach praktischen Problemlösungen als nach theologischer Richtigkeit zu fragen.

Die Konsequenz dieser Beobachtungen und Reflexionen kann jedoch nicht heißen, den amerikanischen Ansatz zu kopieren. Dieser vereinseitigt häufig die Pragmatik und vernachlässigt wichtige Überlegungen und theologische Fragen. Probleme zeigen sich häufig erst, wenn Projekte kaum noch zu stoppen sind. Ich halte es für eine Stärke des deutschen Denkansatzes, die Konsequenzen und möglichen Probleme im Vorhinein zu reflektieren und die theologischen Fragen gründlich zu klären. Dies wurde in unseren Gesprächen teilweise auch von amerikanischer Seite betont. Keinesfalls sollten also die theologischen Erwägungen und Gespräche zugunsten von reinem Pragmatismus aufgegeben werden, ihrer Verabsolutierung sollte jedoch gewehrt werden. Theoretische bzw. theologische Erwägungen und praktische Fragestellungen müssen sich nicht ausschließen. Bei manchen Fragen kann durchaus 'zweigleisig' gefahren werden. Bei anderen wäre es wichtig, klar zu unterscheiden, ob die Fragestellung eine theologische ist - und entsprechend auch theologisch behandelt werden muß - oder ob es eher eine praktische, soziale, gesellschaftliche etc. ist. Ich plädiere also dafür, verschiedene Herangehensweisen an ökumenische Fragestellungen flexibel zu handhaben.

In der ökumenischen Zusammenarbeit stecken m.E. große Chancen, die bisher noch viel zu wenig genutzt werden - aus theologischer Überzeugung wie aufgrund der drängenden Probleme. Sowohl in finanzieller Hinsicht wie angesichts der gesellschaftlichen Situation können wir es uns immer weniger leisten, als einzelne religiöse Gruppierung isoliert - und damit gesamtgesellschaftlich gesehen häufig wenig effektiv - zu arbeiten. Sowohl in

pragmatischer wie auch in theologischer Hinsicht dürfte also die ökumenische Zusammenarbeit immer wichtiger werden. Die Beobachtungen und Reflexionen der Situation

in New York können uns Anregungen vermitteln, wenn wir nach neuen Wegen dafür suchen.